

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt“

Lügen und Verleumdungen über Otto von Bismarck

Von DR. MARIO KANDIL

1

Einleitung

Was wurde nicht schon alles über Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen (seit 1865 Graf, seit 1871 Fürst von Bismarck, seit 1890 Herzog zu Lauenburg), einen der bedeutendsten deutschen Staatsmänner überhaupt, gesagt und auch geschrieben! Kaum ein anderer Politiker seiner Zeit hat die Deutschen in so hohem Maße beschäftigt wie der langjährige preußische Ministerpräsident und „Reichseiniger“. Sein Name steht stellvertretend für die politische, soziale, ökonomische und geistig-kulturelle Entwicklung, die Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen hat. Bismarcks Name steht aber ebenso für die innere und äußere Gestalt, die Deutschland zu jener Zeit annahm und die prägend bis in unsere Gegenwart hineinwirkt, also von unverminderter Aktualität ist. Bismarck fand jedoch nicht nur im 1871 gegründeten „kleindeutschen“ Reich zahlreiche Anhänger, sondern ebenso unter den Parteigängern eines einigen Reichs aller Deutschen in der Habsburger Monarchie. Er selbst allerdings stand der „großdeutschen“ Lösung skeptisch bis ablehnend gegenüber, denn als ein Machtpolitiker und als ein Realist ahnte er nur allzu gut, welche unheilvollen Konsequenzen eine Auflösung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn nach sich ziehen würde, die aus dem Anschluss Deutsch-Österreichs an das von Preußen dominierte Deutsche Reich unweigerlich resultieren musste.

In den „Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte“ von Georg Wilhelm Friedrich Hegel heißt es an einer Stelle:

„Dies sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigene partikulare Zwecke das Substanzielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist. Dieser Gehalt ist ihre wahrhafte Macht.“

Also seien sie nur insofern „groß“, als sie den von einer höheren Vernunft vorgezeichneten Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft sicherer und rascher als andere zu erkennen in der Lage seien. Die „Größe“ eines „welthistorischen Individuums“ lag für Hegel einzig darin, „Geschäftsführer eines Zwecks“ zu werden, „der eine Stufe in dem Fortschrittgange des allgemeinen Geistes bildet“. Diese dezidierte Unterordnung des Einzelmenschen - auch des vermeintlich größten und mächtigsten - unter überindividuelle historische Ordnungs- und

Entwicklungskräfte entsprach durchaus einer allgemeinen Tendenz der damaligen Zeit. Und wenn man diese Vorstellung auf Bismarck überträgt, so war er der „Geschäftsführer“ der Idee eines deutschen Nationalstaats. Doch verkörperte er keineswegs ein bloßes Werkzeug dieses höheren Zwecks, sondern er griff – wo er dies vermochte – beschleunigend in den Prozess ein, der zu dem Endziel einer staatlichen Einheit Deutschlands führen sollte. Auch aus diesem Grunde ist Otto von Bismarck unbedingt eine herausragende Bedeutung sowie historische Größe zuzuerkennen und er als „welthistorisches Individuum“ im Sinne Hegels zu bezeichnen. Doch im Unterschied zu seinen kritiklosen Bewunderern und bewundernden Kritikern war er sich der überindividuellen Bedingtheit des politischen Handelns und individuellen Wirkens voll und ganz bewusst – ungeachtet seines Sinns für Macht und Einfluss.

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts herrschte in der deutschen Historiographie eine ausgesprochen positive Darstellung von Bismarcks Rolle. Nach dem Zweiten Weltkrieg und bei der damals in Mode kommenden „Entzauberung“ großer historischer Persönlichkeiten häuften sich allerdings diejenigen Stimmen, die Bismarck für das Scheitern der Demokratie in Deutschland verantwortlich machten und die das von ihm geschaffene Kaiserreich als eine obrigkeitsstaatliche Fehlkonstruktion anprangerten. Dieser krasse Gegensatz in Bismarcks Beurteilung wird in jüngeren Arbeiten über den Reichseiniger meistens überwunden. Seine Leistungen wie seine schwächeren Seiten finden in gleichem Maße Beachtung, doch wird er besonders als Kind seiner Zeit gezeigt, also als ein Mann, der in zeitgenössische Strukturen und politische Prozesse unlösbar verwoben war. Doch seine herausragende historische Bedeutung wird letztlich von keiner Seite ernsthaft bestritten.

Speziell in den Nachkriegsjahren tobte der Streit um Bismarck ganz heftig. War er ein barbarisch skrupelloser Politiker, der seine gewaltigen Talente ausschließlich in den Dienst persönlichen Machtgewinns stellte? Hat er als ein gewissenloser Opportunist und schlauer Taktiker Kabinettpolitik im Sinne des 18. Jahrhunderts betrieben? Entbehrte seine Politik der sittlichen Grundlage, fehlte es ihr am „Ethos“? Bei unvoreingenommener Sicht zeigte es sich, dass die Bismarcksche Politik in der Reichsgründungszeit durchaus „schöpferisch“ zu nennen ist. Es stellte sich heraus, mit welchem außerordentlichem Fingerspitzengefühl, welchem überlegener Einsicht und Zähigkeit des Willens er bei aller scheinbaren Gegensätzlichkeit zum deutschen Liberalismus das in die Tat umsetzte, was von den Ideen der freiheitlichen Nationalbewegung von 1848 zu verwirklichen war.

Bismarcks historischer Bedeutung entsprechend, existiert heute eine kaum noch zu überblickende Flut von Literatur zu dem „Eisernen Kanzler“. Dieser Vortrag will nun dieser Vielzahl von Darstellungen der bekannten Art nicht noch eine weitere hinzufügen. Er hat

vielmehr einen Ansatz, der durchaus Überraschendes bieten kann. So werden zu Bismarck einige der interessantesten „Lügen und Legenden“ (Behauptungen von anderen über ihn, seine eigenen Äußerungen, Zitate und Ähnliches) auf den Prüfstand gestellt.

Otto von Bismarcks faszinierende Persönlichkeit ließ und lässt sich noch heute nicht in irgendwelche Schemata oder Schubladen pressen, was auch immer eine gleichmacherische Geschichtsschreibung in dieser Hinsicht versuchen mochte bzw. mag. Otto von Bismarck war eben nicht oder nicht nur der pommersche Junker, der „weiße Revolutionär“ (Lothar Gall), der „Eiserne Kanzler“, der Verfechter einer Politik von „Eisen und Blut“. Er verkörperte ebenso den feinsinnigen Psychologen, den sensiblen Gemütsmenschen, den polyglotten Schöngest. So hat er in kluger Selbsterkenntnis einmal über diejenigen, die ihn malten, gesagt, sie machten alle den Fehler, ihm einen gewaltsamen Ausdruck zu geben. Es existiere kein wirklich gutes Bild von ihm, denn eigentlich sei er doch eine träumerische, sentimentale Natur. Diese seine eigene Wahrnehmung von sich selbst erstaunt auf den ersten Blick, denn einen sentimental Träumer würde man in Bismarck nun wahrlich nicht erwarten. Doch gestehen wir ihm ruhig zu, dass er selber sich am besten kannte und dass er auch solche Seiten besaß, die ihm auf den ersten Blick niemand so recht zutrauen mochte.

Otto von Bismarck wird sich letzten Endes als das erweisen, was er tatsächlich war: als Vollblutpolitiker, dem es weit mehr um den Staat als um Royalismus oder Nationalgefühl ging; als kein Romantiker, jedoch auch als kein Rationalist, sondern als ein Meister der politischen Kunst, wie man sie in der Epoche Metternichs verstand. Ein gänzlich unorthodoxer, zwar harter, aber überaus sensibler Streiter, war er für alle landläufigen Erkennungsmerkmale ideologischer Prägung ungeeignet. Ein scharfer Denker war er, der – von seinen Erfolgen nie berauscht – noch auf der Höhe seiner Laufbahn scheinbar unbeteiligt vom unvermeidlichen Verblasen seines Nimbus zu sprechen verstand. Seine Worte verraten noch heute die praktische Erfahrung des leitenden Staatsmanns und zugleich einen Hauch von großer, weiter Welt.

2

„Musik machen, wie ich sie für gut erkenne“

Als 23-jähriger schilderte Otto von Bismarck im August 1838 in einem Brief an eine ältere (angeheiratete) Kusine - die Gräfin Karoline von Bismarck-Bohlen, in deren Berliner Haus er viel verkehrt hatte - in altkluger Art und Weise die tatsächlichen Beweggründe dafür, dass er nach dem gescheiterten Versuch, die von ihm angestrebte diplomatische Laufbahn auf dem Weg der „Ochsentour“ einzuschlagen, seinen Abschied vom Staatsdienst genommen hatte, um nun als Landwirt auf das Familiengut Knieperhof zurückzukehren. Dieses Schreiben, von dem

das Original verschollen und nur eine Abschrift erhalten ist, die Bismarck von dem Konzept für seinen Vater angefertigt hat, zeigt als ungeschminktes Selbstbekenntnis seine ganz persönliche Grundeinstellung:

„Der preußische Beamte gleicht dem Einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen: ohne Übersicht und Einfluß auf das Ganze, muß er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.“

Als Kontrapunkt zum preußischen Staat nennt Bismarck im Weiteren einen Staat mit freier Verfassung, in dem jeder seine Kraft offen für die Verteidigung und Umsetzung derjenigen Maßnahmen und Systeme einsetzen könne, von denen er überzeugt sei. In Preußen jedoch müsse man vollständig dem Beamtenstand angehören und auf jegliche Individualität Verzicht leisten. Sogar Missbräuche müsse man dulden, ohne sie attackieren zu dürfen. So würden – meinte Bismarck – Konflikte im Dienst bei ihm recht häufig sein, weil sein politischer Glaube dem von der Regierung anerkannten meist klar entgegengesetzt sei.

Es ist dieses eine ganz eindeutig belegte Äußerung Bismarcks, die oft herangezogen wird, wenn es gilt, ihn näher zu charakterisieren. Aus seinen Worten spricht ungemildert der ganze Unabhängigkeitstrieb eines Landedelmannes, jedoch auch das Überlegenheitsgefühl einer genialen Persönlichkeit in ihrem unauflösbaren Gegensatz zu aller gesellschaftlichen Konvention, Normierung und Reglementierung, die für ihn nur einengend wirkten. Bismarck hat übrigens die oben genannte Abschrift eines Briefkonzepts als ein Schlüsseldokument seines Lebens später auch seiner zukünftigen Frau zugänglich gemacht.

Doch die kritische Einschätzung des postfriderizianischen Staatsapparats sowie die daraus resultierende Rückkehr auf das Land vermochten Bismarcks damalige Krise nicht zu lösen. Der Weg in die Provinzialität eines von ihm übrigens ebenso illusionslos gesehenen Junkertums stürzte ihn vielmehr in die Unruhe eines unausgefüllten Daseins, die ihn in der Einsamkeit Hinterpommerns das Kavaliersleben eines großen Herrn führen ließ und auch dazu beitrug, dass er vielfach als „der tolle Bismarck“ galt. Diesen Ruf eines Draufgängers und Lebemanns hatte er sich insbesondere in seiner Studentenzzeit sowie während seiner Tätigkeit als Regierungsreferendar in Aachen, einem seinerzeit international renommierten Kurort im Rheinland, erworben.

Das oben Zitierte hat als ein Ausdruck eines immensen Selbstbewusstseins und eines riesigen Durchsetzungswillens Berühmtheit, als ein kühner Vorgriff auf die Zukunft erlangt. In Wirklichkeit verkörperte der Ausspruch mehr eine große Geste, ein Berauschtsein von dem Bild, das er von sich selbst hatte. Es war aufrichtig und entsprach seiner Lebenssituation, wenn

Bismarck weiter schrieb, „daß mein Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen“. Was ihn als Idee zu diesem Zeitpunkt offensichtlich ganz beherrschte, was er befürchtete, war die Überwältigung seiner eigenen Individualität, seiner eigenen Existenz durch die Außenwelt, durch den Beruf und durch die sozialen Zwänge. Das große Schreckbild, das ihm in seinem Innersten vor Augen schwebte, war es, niemals er selber werden zu können, letztlich stets an Rollen gebunden zu bleiben.

Wie dem allem auch immer sei – mit seiner Aussage, er wolle „Musik machen, wie ich sie für gut erkenne“, hat Bismarck nicht unwesentlich zu der Entstehung eines bestimmten Bildes von sich in der Öffentlichkeit beigetragen. Als er besagten Brief an seine ältere Kusine schrieb, konnte er natürlich nicht ahnen, dass seine Worte einmal eine derartige Wirkung zeitigen würden. Doch die daraus entstandene Legende, wonach Bismarck eine herrschsüchtige Natur sei und sich prinzipiell niemandem habe unterordnen wollen, ist nicht korrekt.

3

Politik mit „Eisen und Blut“

Die Äußerung, dass Politik mit „Eisen und Blut“ gemacht werde, ist einer der berühmtesten, aber auch der berüchtigtsten Aussprüche Bismarcks. Hier der genaue Wortlaut:

"Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden - das ist der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen -, sondern durch Eisen und Blut."

Dieses stellt eine eindeutig belegte Aussage Bismarcks dar, die er in der Budgetkommission von Preußens Vereinigtem Landtag am 30. September 1862 getätigt hat. Allerdings hatte sich in einer ähnlich lautenden Weise bereits Ernst von Lasaulx, ein christlich-konservativ gesinnter Abgeordneter des Parlamentes der Frankfurter Paulskirche, 1851 im bayerischen Landtag vernehmen lassen, als er sich mit dem Führer der liberalen Opposition, Fürst Wallerstein-Öttingen, ein Rededuell zur deutschen Frage lieferte. Lasaulx hatte bei dieser Gelegenheit das Folgende gesagt:

„In die weiteren Betrachtungen des Herrn Fürsten über den dermaligen Zustand unseres unglücklichen Vaterlandes kann ich zum Teil einstimmen. Dieser Zustand ist ein trostloser. Wir sind ganz und gar in die Wege des Schicksals geraten, und keine menschliche Macht ist in diesem Augenblicke imstande, die Frage, um deren Lösung es sich handelt, friedlich zu lösen. Sie wird, wie alle großen Fragen im Leben der Völker, auf dem Wege des Schwertes gelöst werden, und ich begrüße den, der den Mut und die Kraft hat, dieses Schwert in die Hand zu nehmen.“

Ganz abgesehen davon legt Bismarck selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ den eigenen Äußerungen vom 30. September 1862 einen anderen Sinn als seine Kritiker bei, die ihm aus seinen Worten einen Strick drehen wollen:

„Ich hatte für Leute, die weniger erbittert und von Ehrgeiz verblendet, deutlich genug gesagt, wo ich hinauswollte. Wir könnten – das war der Sinn meiner Rede – wie schon ein Blick auf die Karte zeigte, mit unsrem schmalen langgestreckten Leibe Preußen die Rüstung, deren Deutschland zu seiner Sicherheit bedürfe, allein nicht länger tragen; dieselbe müsse sich auf alle Deutschen gleichmäßig verteilen. Dem Ziele würden wir nicht durch Reden, Vereine, Majoritätsbeschlüsse näher kommen, sondern es werde ein ernster Kampf nicht zu vermeiden sein, ein Kampf, der nur durch Blut und Eisen erledigt werden könne. Um uns darin Erfolg zu sichern, müßten die Abgeordneten das möglichst große Gewicht von Blut und Eisen in die Hand des Königs von Preußen legen, damit er es nach seinem Ermessen in die eine oder die andre Waagschale werfen könne. Ich hatte demselben Gedanken schon im Abgeordnetenhause 1849 [...] auf der Tribüne Ausdruck gegeben bei Gelegenheit einer Amnestiedebatte.“

Letztlich muss eine unvoreingenommene Interpretation, die Bismarck als einer komplexen Persönlichkeit gerecht wird, bei dem Wort von „Eisen und Blut“ zu dem Urteil kommen, dass Preußens neuer Ministerpräsident damit eher an die nationalen Stimmungen appellieren als die Abgeordneten des Vereinigten Landtags brüskieren wollte. Die Wirkung dieses Ausspruchs war dann aber eine ganz ungeheure, und seitdem war das Bild vom skrupellosen Gewaltmenschen Bismarck unwiderruflich in der Welt.

Daran änderten auch Bismarcks zahlreiche Versuche nichts mehr, seinen Ausspruch von „Eisen und Blut“ in den richtigen Zusammenhang zu rücken. So berichtet der hessische Landtagsabgeordnete Friedrich Oetker von seinem Besuch bei Bismarck in Berlin am 15. Oktober 1862 das Folgende, das erkennen lässt, wie sehr Bismarck darunter litt, dass seine Aussagen so oft böseartig verdreht und gegen ihn gewendet wurden:

„Dann klagte Bismarck, daß so viel Verkehrtes in die Öffentlichkeit komme. So habe man seine Äußerungen vielfach entstellt veröffentlicht, namentlich auch den Zusammenhang gestört, in dem er von 'Eisen und Blut' gesprochen habe. 'Blut' sei gleich Soldaten gebraucht worden. Ich schob hier ein, daß ich selbst ganz der Ansicht sei, daß wir ohne 'Eisen und Blut', viel Blut sogar, nicht ans Ziel gelangen würden, was Bismarck wie in Gedanken verloren anhörte.“

4

Bismarcks Ruf

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen besaß anfangs über Bismarck eine vorgefasste Meinung, auf der wesentlich dessen Ruf als „weißer Revolutionär“ basiert: Hören wir hierzu wieder Otto von Bismarck selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen“:

„Als der Graf Brandenburg [...] sich bereit erklärt hatte, das Präsidium [das Amt des preußischen Ministerpräsidenten] zu übernehmen, kam es darauf an, ihm geeignete und genehme Kollegen zu gewinnen. In einer Liste, welche dem König vorgelegt wurde, fand sich auch mein Name; wie mir der General von Gerlach erzählte, hatte der König dazu an den Rand geschrieben: 'Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.'“

Das ist eine belegte, aber auf einer Fehleinschätzung beruhende Äußerung über Bismarck, die zur (negativen) Legendenbildung wesentlich beitrug. Eine weniger glaubhafte Version dieses Zitats ist nach Bismarck die von Graf Vitzthum von Eckstädt überlieferte, die so lautet:

„Roter Reaktionär, riecht nach Blut, später zu gebrauchen.“

Letztere Formulierung mochte sich zwar dazu eignen, Bismarck als „Mann fürs Grobe“ zu stilisieren und seine Gegner das Fürchten zu lehren; doch gerecht wurde sie ihm nicht im Geringsten. Ergo entpuppt sich das Zitat vom „roten Reaktionär“ letztlich nur als eine Legende.

Oft genug stand Otto von Bismarck ganz hart an der Grenze. Doch er war weder ein „roter Reaktionär“, noch hätte er bei seinem messerscharf analysierenden Auge dem Geist christlicher Selbstgerechtigkeit verfallen können, den er in Pommern und dann oft im Kreis seiner politischen Freunde angetroffen hatte. Als ihn Mitte der 1860er Jahre ein Parteifreund aus den Reihen der Konservativen an seine Pflichten als „christlicher Staatsmann“ erinnern zu müssen meinte, fuhr ihm Bismarck scharf in die Parade. Niemand besitze ein Monopol, darüber zu urteilen, was politisch verantwortliches Handeln auch im christlichen Sinne sei. Auch ein noch so fleißiger Kirchenbesuch und frommer Augenaufschlag besage an sich noch gar nichts:

„Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst einmal selbst versuchen. [...] Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so tue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners Seiner Kirche, nicht umstößt.“

In der Tat, Unrecht ist Otto von Bismarck häufig widerfahren – zu seinen Lebzeiten und noch nach seinem Tode. Die Beurteilung des Menschen wie des Politikers ist nur in ganz wenigen Fällen gerecht gewesen. Und so ist seinen oben zitierten Ausführungen in vollem Umfange zuzustimmen: Gewissenlos war er gewiss nicht, auch wenn ihn seine zahlreichen Gegner bis heute so darzustellen pflegen. Wer über hohe und höchste moralisch-sittliche Ansprüche schwadroniert und deren angebliches Fehlen bei einem politischen Akteur wie Bismarck mit scheinheiliger Attitüde moniert, soll – wie der Kanzler es oben ausdrückt – sich „auf diesem Kampfplatz erst einmal selbst versuchen“. Wie viele dieser neunmalklugen Dummschwätzer,

die auf dem hohen ethisch-moralischen Ross sitzen, würden jämmerlich gescheitert sein, wenn sie auch nur einen Bruchteil von Bismarcks Lasten zu tragen versucht hätten?

Zum Abschluss dieses Abschnitts folgt hier noch eine Legende über Bismarck, die mit zu seinem Ruf gehört. Nach Aufzeichnungen des Dr. Lucius führte der Reichseiniger am 6. Januar 1871 in Berlin ein Gespräch mit Erstgenanntem, mit seinem Abgeordnetenkollegen, dem Grafen Frankenberg, sowie mit dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg. Lucius berichtet:

„Als 1855 der Ministerpräsident von Manteuffel auf des Königs Befehl ihn habe ins Ministerium nehmen wollen, [...] habe [Manteuffel] ihn damals scherzend gefragt, ob er das einzig freie Portefeuille, das der Finanzen, übernehmen wolle. Er [Bismarck] habe darauf geantwortet: 'Ihre Frage erinnert mich an eine Charakteristik meiner Person, welche ich soeben in einem demokratischen Blatt gelesen habe. Ich sei ein Mann, welcher alles unternähme. Wenn man mich frage, ob ich das Kommando einer Fregatte übernehmen oder eine Steinoperation unternehmen wolle – so würde ich antworten: Ich habe das noch nie getan, allein ich will es versuchen.'“

Auch das gehört unverkennbar zu den zahlreichen Legenden, die sich um Bismarck rankten (und heute noch ranken). Er war einer, dem viele Zeitgenossen einfach „alles“ zutrauten – ganz gleich, worum es sich handelte. Die Verwegenheit, die sich für seine Feinde mit einer gewissen Ruchlosigkeit paarte, wurde zu seinem Markenzeichen. Und diese Verwegenheit resultierte – das ist keine Legende – aus seinem übermäßig starken Selbstbewusstsein, das sich wiederum aus seinem gewaltig starken Ich speiste. So vermischen sich dabei die Tatsachen mit Legenden, um einen Kern von Wahrheit sammelt sich Erfundenes, und am Ende steht eine Mixtur, bei der „Dichtung und Wahrheit“ kaum noch unterschieden werden können.

5

Das Märchen von des Kanzlers Allmacht

Sowohl Gegner als auch Anhänger Bismarcks vertraten und vertreten die Auffassung, dass er in seiner Position so gut wie allmächtig gewesen sei. Ungeachtet der Tatsache, dass der Monarch – zuerst Wilhelm I., dann Wilhelm II., dazwischen ganz kurz Friedrich III. – in der Hierarchie nominell eindeutig über ihm figurierte, sei der preußische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler „uneingeschränkt“ Leiter der preußischen und der deutschen Politik gewesen. Doch trifft dies keineswegs die Realität. Bismarck selbst hat sich oft genug bitter darüber beklagt, dass er in seinem eigenen Lager gegen eine Vielzahl unterschiedlichster Widersacher kämpfen müsse – wie Don Quichotte gegen die Windmühlenflügel. Dass dieses nicht nur Wehklagen war, welches wie das Klappern zum Handwerk gehört, erhellen u. a. diese Worte aus Bismarcks eigenem Mund:

„Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe, wenn ich nur einmal fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es, und so nicht. – Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen. – Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen, die selber Militärs waren und zugleich was vom Gange der Verwaltung verstanden und ihre eigenen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Bettelmüssen.“

So haben wir es hier ganz eindeutig mit einer Legende über Bismarck zu tun. Von Allmacht konnte bei Bismarck trotz seines bestimmenden Einflusses auf die preußische und deutsche Politik ganz gewiss nicht die Rede sein. Das verdeutlichen die oben zitierten Worte, die sein einstiger Pressechef Moritz Busch überliefert und die vom 9. November 1870 datieren. Zu sehr musste sich der Kanzler neben seinen amtlichen Obliegenheiten mit dem beschäftigen, was er als „Fürstenerziehung“ bezeichnete. Und die zerrüttete sein Nervenkostüm auf Dauer ganz beträchtlich. Denn bei aller scheinbaren Robustheit war der „Eiserne Kanzler“ doch – und das erscheint bei dem allgemein vorherrschenden Bismarckbild recht erstaunlich – ein überaus sensibler Mann mit höchst nervösem Temperament.

Seine Klagen über die Unzulänglichkeiten seiner angeblich doch so omnipotenten Position setzen sich dann auch in diesem Ausspruch hier fort:

„Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann. Das sind Leute, für die die deutsche Sache, die Siegesfrage nicht in erster Linie steht, sondern der Wunsch, in englischen Zeitungen gelobt zu werden. - Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.“

Auch diese Beschwerden Bismarcks – erneut von Moritz Busch wiedergegeben und diesmal vom 4. Dezember 1870 datierend – enthüllen die Behauptung von der Allmacht des Kanzlers ganz klar als eine Legende.

Gleichfalls zeigt uns dieses eine weitere Äußerung Bismarcks, die - wieder einmal - Moritz Busch in seinen Tagebuchblättern für den 11. April 1877 festgehalten hat. Sie fiel in einem Gespräch, das er mit seinem Chef über Presseinformationen führte:

„Ich bemerkte, er sehe gesünder aus, als ich erwartet hätte. 'Ja', erwiderte er, 'das geht andern auch so. Die Leute beurteilen mich in drei Beziehungen falsch: sie halten mich für gesünder, wohlhabender und einflußreicher, als ich in Wirklichkeit bin – besonders für einflußreicher, aber Sie wissen jetzt, wie viel davon wahr ist oder wie wenig.'“

Das Zutreffende dieser so oft wiederholten Bismarckschen Klagen unterstreicht nicht minder eine Beobachtung, welche der Generalstabschef des (Bismarck jedoch alles andere als

freundlich gesonnenen) Kronprinzen, der damals in dem Rang eines Generalleutnants stehende Graf von Blumenthal, in seinen Tagebuchaufzeichnungen für den 19. Dezember 1870 festhielt:

„Ich sah daraus ganz klar, daß es ihm nach allen Vorgängen, die ihn so hoch gehoben haben, ganz unerträglich ist, hier eine zweite Rolle spielen zu müssen. Daß andere in ihrem Kreise auch etwas leisten wollen und können, und daß es Dinge gibt, die auch einmal ein anderer besser verstehen kann, das scheint ihm wohl eine unberechtigte Anmaßung. Ich kann sehen, daß er gewiß schon öfter den letzten Trumpf ausgespielt und mit dem Abtreten gedroht hat. Dies Mittel scheint aber nicht mehr recht zu ziehen. Es wäre aber doch ein großes Unglück für Preußen, wenn er wirklich die Flinte ins Korn werfen sollte.“

Mit dem Rücktritt von seinen Ämtern drohen, um so den Gang der Dinge letztlich doch noch in seinem Sinne bestimmen zu können – zu diesem Mittel hat Bismarck in der Tat recht oft gegriffen, weil er eben entgegen allen anders lautenden Behauptungen Außenstehender doch nicht allmächtig war. Doch die Motivation, die ihm hier der Graf von Blumenthal unterschiebt, trifft keineswegs zu. Nicht aus dem Grund, weil er „keine zweite Rolle“ spielen wollte, griff Bismarck so oft zu dem Hilfsmittel einer Rücktrittsdrohung. Nein, er tat dieses, weil er als ein Mann von überlegener Geisteskraft besser als jeder andere wusste, dass eben nur er und kein anderer die Politik Preußens und Deutschlands segensreich zu führen verstand.

Im Zusammenhang mit Bismarcks fehlender Allmacht sei nochmals auf die bereits angesprochene Auflösung seines Privatlebens rekuriert. Für den Prozess der schrittweise erfolgenden Zersetzung der privaten in der öffentlichen Existenz hat sich Otto von Bismarck von seiner ganzen Veranlagung her stets ein sensibles Gespür erhalten. „Man müsse eben auf seine Privatexistenz verzichten, wenn man ein öffentlicher Mensch geworden sei“, zog er in den 1880er Jahren einmal mit resigniertem Unterton Bilanz. Anders als manch anderer berühmte Mensch empfand er den Preis, den er auf diese Weise für seinen Erfolg zu zahlen hatte, als sehr hoch. Und dies galt auch für Zeiten höchster Anspannung und Konzentration, des fast vollständigen Aufgehens in den Obliegenheiten seines Amtes. Immer wieder klagte er, die Politik „vertrockne“ geradezu alles in ihm. Weder Jagd noch Musik noch Geselligkeit mache ihm mehr Freude. „Unabhängigkeit des Privatlebens“ – dies war ein Lebensideal des Otto von Bismarck und auch die Sicherung der materiellen Grundlagen seiner privaten Existenz.

6

Das müssen die Nerven sein

Die permanenten Auseinandersetzungen mit Wilhelm I. sowie mit den Gegnern im eigenen Lager stellten für Bismarck eine zum Teil wahrhaft übermenschliche Nervenbelastung dar, der

auch seine ansonsten robuste Gesundheit irgendwann einmal Tribut zollen musste. Das mag zwar das Bild vom „Eisernen Kanzler“ relativieren, gehört jedoch in gleichem Maße zu seiner vielschichtigen Persönlichkeit wie die „starken“ Seiten an ihm.

Ein Beispiel für diese eher „weiche“ Seite Bismarcks findet sich in einem Gespräch, das er im Frühjahr 1868 in Berlin mit Eduard von Simson, dem Präsidenten des Reichstages des Norddeutschen Bundes und nachher auch des Deutschen Reichs, anlässlich einer Parade führte. Diese Parade fand am 29. Mai 1868 statt. Über die Unterhaltung heißt es in der entsprechenden Quelle sehr aufschlussreich:

„Letztes Frühjahr wohnte Bismarck zu Pferde einer Parade in Berlin bei; die Anstrengung war fast zu groß für ihn, denn es war ein heißer und staubiger Tag. Der Präsident des Reichstages kam auf ihn zu (er hat es mir selbst erzählt und auf meine Bitte wiederholt, damit ich nichts Falsches sage), um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. 'Klänglich', antwortete Bismarck. - 'Wieso, was fehlt Ihnen?' fragte Simson. Bismarck erwiderte, so daß die zwei Dutzend Umstehenden es hören konnten, 'ich kann nicht schlafen, ich kann nicht essen, nicht trinken, nicht lachen, nicht rauchen, nicht arbeiten.' Simson riet ihm zu Dampfbädern. 'Die Ursache meines Leidens', sagte Bismarck, 'können keine Bäder beseitigen.' - 'Und was ist die Ursache?' - 'Ach', sagte Bismarck, 'ich habe Nervenbankrott.'“

Derjenige, der dies berichtet, ist George Bancroft, Geschichtsforscher und Politiker. Er war in der Zeit von 1867 bis 1874 als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin tätig und erwähnt das obige Gespräch in seinem Werk „Life and Letters“. Damit stammt zwar die Wiedergabe desselben aus zweiter Hand, doch weist Bancroft explizit darauf hin, dass er sich Gewissheit über die Richtigkeit der von ihm zitierten Äußerungen verschafft habe.

Ähnliches gibt für das Frühjahr 1868 auch der Regierungspräsident und Abgeordnete des Reichstages des Norddeutschen Bundes wie auch später des Deutschen Reiches, der zu der konservativen Partei gehörende Gustav von Diest, in seinen Memoiren wieder. Er schreibt zu Bismarcks Nervenkostüm:

„Von März bis Ende Juni 1868 mußte ich wieder mit meiner Familie in Berlin wohnen, um meinen Sitz im Reichstag einzunehmen. – Auch aus dieser langen Session des Parlaments hebe ich nur folgende Erlebnisse heraus: In dem Arbeitszimmer Bismarcks, welches er hinter dem Sitzungssaal innehatte, musste ich ihm einmal einen Vortrag halten, an dessen Schluß ich meine Freude darüber aussprach, daß er so gesund und kräftig aussehe. Da wandte er aber seine großen Augen fast zornig auf mich: 'Ich gesund?! Sie ahnen gar nicht, wie traurig es mit mir steht, und wie es hinter (er strich mit dem Finger über seine Stirn) aussieht. Da ist kein Gehirn mehr, da ist nichts als eine gallertartige Masse!' Ich erschrak; aber gleich darauf hielt Bismarck eine gewaltige Rede im Reichstag, die nicht nach Gallerte schmeckte.“

Wie sehr Bismarck mit zunehmenden Jahren unter seinen arg zerrütteten Nerven litt, beweist auch die Äußerung des Ministerpräsidenten von Hessen-Darmstadt, des Freiherrn von Dalwigk. Anlässlich der Bündnisverhandlungen, die schließlich zur deutschen Einheit führen sollten, kam der Gegner der „kleindeutschen“ Einheit unter Preußens Führung mit Bismarck zusammen. In seinen Tagebüchern teilt er am 15. November 1870 mit:

„Graf Bismarck sah leidend aus. Er klagte über seine Gesundheit und sagte, die Galle trete ihm zu leicht in das Blut. Ein Minister eines absoluten Herrschers sei in der angenehmen Lage, einfach die Befehle seines Herrn befolgen zu können. Ein konstitutioneller Minister dagegen, der seinen eigenen Überzeugungen Rechnung tragen müsse, gerate mitunter in Konflikte, welche die Gesundheit nicht förderten.“

Vor dem Hintergrund all dessen erscheint auch das sehr wahrscheinlich, was der weiter oben bereits erwähnte Baumschulenbesitzer John Booth in seinen „Persönlichen Erinnerungen an den Fürsten Bismarck“ unter dem 19. November 1878 als Äußerung des Fürsten festgehalten hat. Mit Bezug auf die am 6. November 1878 in Berlin abgehaltene Heirat von Bismarcks Tochter, der Gräfin Marie, mit Legationssekretär Graf Rantzau äußerte der Reichskanzler u. a.:

„Der Fürst war in heiterer Stimmung und froh, daß er die Hochzeit hinter sich habe. Auf meine Frage, wie sie ihm bekommen, sagte er: 'Sehr schlecht! Große Menschenmassen kann ich nicht vertragen [...].'“

Zu viele Menschen um sich herum vertrug Bismarck überhaupt nicht. Zu heftig fühlte er sich hiervon unter Druck gesetzt. Ihn störte die Aufdringlichkeit von Menschen, die ihn wie eine Sehenswürdigkeit begafften wollten, und zehrte an seinen Nerven.

7

Ein verantwortungsbewusster Staatsmann

Ohne Unterlass haben seine Feinde ihm vorgeworfen, er sei ein politischer „Glücksspieler“ und habe für seine machtpolitischen Zielsetzungen bedenkenlos Hekatomben von Menschenleben geopfert. Die Kriege, mit denen er Deutschlands Einheit herbeigeführt hat, seien von ihm mit geradezu perfider Heimtücke eingefädelt und ohne Rücksicht auf Verluste - egal, auf welcher Seite - geführt worden. Dass dieses Verdikt nicht nur völlig falsch ist, sondern Bismarck auch als Mensch großes Unrecht tut, belegen folgende Zeilen als Beispiel für Otto von Bismarcks Bemühen um Mäßigung im Krieg Preußens gegen Österreich 1866. Die darauf bezüglichen Äußerungen Bismarcks stammen aus den „Erinnerungen aus meinem Berufsleben“ des nachmaligen Generalfeldmarschalls von Loë, der sich am 4. Juni 1867 bei König Wilhelm I. von Preußen als neuernannter Kommandeur des Bonner Königshusarenregiments Nr. 7 meldete

und bei dieser Gelegenheit mit Otto von Bismarck zusammentraf. Damals noch Oberst und darüber hinaus von 1863 bis 1867 als Militärattaché zu der preußischen Gesandtschaft in Paris abkommandiert, berichtet von Loë über sein Gespräch dies:

„Als ich mich stumm verbeugte, fuhr Graf Bismarck fort: 'Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Sie denken, der Ministerpräsident ist 1866 nicht kriegsscheu gewesen; warum war er es denn jetzt, wo er den Sieg sicher hatte? Das ist richtig. Kriegsscheu bin ich nie, wenn ich die Notwendigkeit für mein Vaterland erkenne, Krieg zu führen. Diese Notwendigkeit lag 1866 vor. Eine andere Möglichkeit, die jahrhundertealten Konflikte mit Österreich zu lösen, gab es nicht. Nachdem dies aber geschehen, wurde der Frieden ein ebenso unbedingtes Erfordernis. Denn ich kann nicht, weil Frankreich schwach ist, zu einem Krieg raten. Niemals werde ich zum Kriege herausfordern, weil wir die Stärkeren sind und um die Gelegenheit zu benutzen, einen späteren Krieg vielleicht zu vermeiden. Ich trage dem Könige, dem Vaterland und Gott gegenüber die Verantwortung für die schweren Opfer, die jeder Krieg dem Lande auferlegt.'“

Was wir diesen Aussagen ganz klar entnehmen können, ist das genaue Gegenteil dessen, was zuvor als die Standardvorwürfe der Gegner Bismarcks aufgezählt worden ist. Nichts von alledem trifft zu. Otto von Bismarck war vielmehr ein Politiker, der sich seiner ungeheuren Verantwortung nur allzu bewusst war und Kriege nicht leichtfertig vom Zaun brach, sondern erst nach Ausschöpfung aller anderen Optionen zu Krieg als dem letzten Auskunftsmitglied der Politik griff. Anders als mancher Leiter der deutschen Politik nach ihm bekannte er sich dazu, Krieg nicht deshalb zu führen, weil er den von ihm vertretenen Staat augenblicklich für den Stärkeren hielt. Wenn ihm auch bis zum heutigen Tage von vielen Gegnern – aus nur allzu durchsichtigen Gründen – das Gegenteil vorgeworfen wird: Bismarck betrachtete den Krieg in der Tat lediglich als „ultima ratio“ der Politik.

Und um dieses Thema mittels eines weiteren Belegs abzurunden, präsentieren wir nun noch eine weitere Äußerung Bismarcks, die ihn als verantwortungsbewussten Staatenlenker ausweist. Der mit ihm befreundete Diplomat Robert von Keudell erzählt uns, wie Bismarck im April 1867 anlässlich der Krise um Luxemburg Folgendes sprach:

„Man darf nicht Krieg führen, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist; die Chance günstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen großen Krieg anzufangen.“

Geben wir zum Ende dieses so wichtigen Kapitels Otto von Bismarck selbst das Wort, um seine Einstellung zu Krieg und Frieden zu charakterisieren. Zu dem Erbauer des Suezkanals, Ferdinand de Lesseps, sagte der Reichskanzler am 11. März 1867 diese Worte, die den Nagel auf den Kopf trafen:

„Niemand wünscht den Frieden mehr als ich. Und man hat glauben machen wollen, daß ich der Mann des Krieges sei!“

8

Keine Opfer für die Interessen anderer

Vom 13. Juni bis zum 13. Juli 1878 tagte der Berliner Kongress als eine Versammlung der folgenden europäischen Großmächte: Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Großbritannien und Russland. Die hier aufgezählten Staaten beendeten auf dem Kongress die Balkankrise und handelten unter der Führung Bismarcks als eines „ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will“, eine neue Friedensordnung für Südosteuropa aus, wobei Bismarck die russischen Hoffnungen beinahe auf der ganzen Linie enttäuschte. Er musste sie im Sinne seines Konzepts enttäuschen, weil sonst alles Bisherige ohne Sinn gewesen wäre. Denn worum es ging, das war die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, auf dem die Sicherheit und Machtstellung des Deutschen Reichs so entscheidend basierten. Und damit auch Otto von Bismarcks eigene Stellung im Inneren wie die von ihm hier betriebene Politik. Der Reichskanzler drückte aus Anlass des Berliner Kongresses seine Überzeugung aus, dass dieser deshalb in Deutschland stattfindet, weil das Deutsche Reich auf dem Balkan kein Interesse verfolge, *„welches auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre.“*

Vor diesem Hintergrund erscheine Deutschland allen Beteiligten als geeigneter Mittler. Von dieser Äußerung existieren unterschiedliche Varianten, die aber nur graduelle Unterschiede aufweisen. Den einzelnen sprachlichen Varianten kann nicht unser Hauptaugenmerk gelten. Vielmehr geht es primär um den Hinweis darauf, dass Bismarck mit seiner vielfach belegten Äußerung ohne Umschweife eines ganz klar sagte: Deutschland kann und darf sich nicht für die Interessen anderer Staaten einspannen und in deren kriegerische Auseinandersetzungen hineinziehen lassen! Dafür ist das Blut jedes einzelnen deutschen Soldaten schlichtweg zu schade! Diese Klarstellung von erfrischender Deutlichkeit sei ganz besonders unseren heute dilettierenden Politikern ins Stammbuch geschrieben, die deutsche Soldaten bedenkenlos für fremde Interessen opfern, in Kriegen, in denen Deutschland nicht das Geringste verloren hat. Wenn es einen Ausspruch Bismarcks gibt, der ebenso authentisch wie für die Gegenwart gültig ist, dann ist es der oben zitierte!

Dieser Ausspruch findet sich übrigens schon in einer Reichstagsrede Bismarcks vom 5. Dezember 1876. Im Hinblick auf ein deutsches Engagement im orientalischen Raum kam von Seiten des Reichskanzlers die Aussage:

„Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur – entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks – die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unserer Landsleute und Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt.“

Eine in die gleiche Richtung wie oben zielende Empfehlung gibt Otto von Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ – den heute in Deutschland Regierenden gleichfalls in deren Stammbuch geschrieben. Er preist dort den *„Vorteil, welcher der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt“*. Auch diese von Bismarcks tiefer staatsmännischer Weisheit diktierte Lehre lässt sich auf das anwenden, was weiter oben gerade schon behandelt wurde.

Sehr deutlich tritt Bismarcks ausschließlich an deutschen Interessen ausgerichtete Haltung auch in einer Äußerung hervor, die er gegenüber Österreich-Ungarns Botschafter in Berlin, dem Grafen Széchényi, tätigte. Der war zum neuen Gesandten der Donaumonarchie in der Hauptstadt des Deutschen Reichs berufen worden und wurde nun von Bismarck nach Friedrichsruh gebeten, um dort mit ihm über alte Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Zeit in Frankfurt am Main und St. Petersburg zu sprechen (26. bis 29. Januar 1879). Széchényi schrieb in einem Brief an den österreichischen Ministerpräsidenten, den Grafen Andrassy, u. a. dies:

„[Bismarck:] Jawohl, ich bin aber kein Russe, ich bin Deutscher und als solcher dürfen mir nur rein deutsche Interessen vorschweben. [...] Man [Russland] pocht immerwährend auf jene Dienste, die man uns in den Jahren 1866 und 1870 geleistet haben will, aber so stehen die Dinge wohl nicht [...] was sie [die Russen] 1870 taten, war auch nur Gegendienst.“

9

Politik als die Lehre vom Möglichen

Von Otto von Bismarck stammen zahlreiche überaus bekannte Aussprüche, die teilweise zu „geflügelten Worten“ geworden sind. Einer, der es zu ganz besonderer Berühmtheit gebracht hat, ist der Satz, dass Politik die Kunst des Möglichen sei. In der Realität war der Wortlaut ein etwas anderer, wie sich erweisen wird. Bismarck äußerte seinen berühmten Satz gegenüber dem Journalisten Friedrich Meyer von Waldeck am 11. August 1867. Letzterer berichtet in seinen „Erinnerungen eines russischen Publizisten“ darüber, dass Bismarck nach eigenen Angaben dem russischen Fürsten Gortschakow (den er gar nicht schätzte) Folgendes gesagt habe:

„Preußen ist das Tampon zwischen Frankreich und Rußland, und wenn Sie ein Bündnis mit Frankreich in Aussicht stellen, so kann sich Preußen nur darüber freuen. Eine solche Allianz wäre die sicherste Gewähr, daß Sie uns Frankreich vom Leibe halten, denn uns können und dürfen Sie nichts tun.’
‘Ja’, setzte der Graf [Bismarck] lächelnd hinzu, ‘die Politik ist die Lehre vom Möglichen.’“

Wie wir also sehen, war des Kanzlers berühmter Ausspruch, als er ihn tätigte, etwas anders formuliert, doch nicht sehr viel anders, als wir ihn gemeinhin kennen. Wenn also Politik die Lehre vom Möglichen oder Machbaren ist, dann war Otto von Bismarck der größte Virtuose dieses Machbaren, und es hat in diesem Metier wohl kaum größere Virtuosen gegeben als ihn selbst. Hierfür hat er zahllose Beweise seiner überlegenen Staatskunst geliefert.

Ja, Bismarck machte vieles möglich, was an sich völlig unmöglich zu sein schien. Er griff Strömungen seiner Zeit auf, kanalisierte sie und machte sie für seine Zielsetzungen, die einen höheren Standpunkt repräsentierten, nutzbar. Legt man dieses zugrunde, bewies Otto von Bismarck, dass Politik eben doch manchmal mehr ist als „die Lehre vom Möglichen“: Sie ist mitunter die Kunst, auch scheinbar Unmögliches möglich zu machen, ist also die Kunst dessen, was sich machen lässt, was *machbar* ist. Darin hat der Fürst eine Virtuosität an den Tag gelegt, die mit der Schaffung eines deutschen Nationalstaats (wenn auch kleindeutscher Prägung) geradezu die Quadratur des Kreises bewerkstelligte. Dennoch wurde er, Virtuose der Macht, seiner eigenen Schöpfung und der in ihr angelegten bzw. der durch sie zusätzlich verstärkten Schwierigkeiten und Entwicklungen nur in begrenztem Maße Herr. Am Ende des Ganzen stand er in vielerlei Beziehung vor einer Situation, die für ihn und in dem Sinne, den er meinte, nicht mehr lösbar war. Zuletzt verkörperte er – wie wohl fast jeder in großem Stil Agierende – den Zauberlehrling, der wie in Goethes Ballade die Geister, die er rief, nicht mehr los wurde.

Der Kampf mit diesen lästigen Geistern hat den „Eisernen Kanzler“ unendlich viel Kraft und Substanz gekostet. Wie sehr er dieses ganz und gar ruhelose, ihn nervlich völlig aufreibende Dasein verabscheute, verdeutlicht besonders seine folgende Aussage:

„Ich bin müde, und während ich noch mit dem Leben dieser Welt verknüpft bin, fange ich an, den Reiz der beschaulichen Ruhe zu schätzen. Ich würde am liebsten von der Bühne in eine Zuschauerloge abtreten.“

Derjenige, der dieses schreibt, ist nicht etwa der Bismarck der späten 1880er Jahre, ein mehr als 70 Jahre alter Mann am Ende einer langen Karriere. Nein, der Verfasser dieser so traurig, so resigniert klingenden Zeilen ist der gerade erst ernannte Kanzler des nur wenige Monate zuvor gegründeten Deutschen Reichs. Es ist ein Mann, der nach allgemeinem Tenor soeben den Gipfel seiner politischen Laufbahn erstiegen hatte, deren Ende noch überhaupt nicht abzusehen war.

Otto von Bismarck vereinigte eine Machtfülle in seinen Händen, die in seinem Lebensalter und bei seiner Wesensart alles andere als Rückzug suggerierte. In der Tat ist er ja dann noch mehr als 18 Jahre im Amt - in einer Fülle von Ämtern - geblieben und hat das ganze Gewicht seiner Verantwortung als immer drückender empfunden.

Trotzdem wäre es gänzlich falsch, in jenen obigen Zeilen an Katharina Orlow vom Weihnachtstag 1871 lediglich die Stimmung eines Augenblicks oder gar Koketterie zu sehen. Es existierten zwar verschiedene Anlässe dafür – so etwa eine langwierige, für kurze Zeit sogar bedrohlich erscheinende Erkrankung seiner Frau Johanna, darüber hinaus die ersten Vorboten des Alters und eine gewisse Erfolgsmüdigkeit. Dahinter verbarg sich jedoch etwas anderes: Es war der bereits angesprochene Protest Bismarcks gegen die ihm seit seiner Jugend so verhasste Reglementierung und Disziplinierung des menschlichen Daseins. Auch und ganz besonders jetzt drängte es ihn dazu, aus allen diesen Zwängen auszubrechen und nur noch sich selbst zu leben. Doch sollte es noch bis 1890 dauern, ehe es so weit war. Und als der ersehnte Zustand eingetreten war, hatte diesen die in kränkender Form erfolgte Entlassung durch Kaiser Wilhelm II. herbeigeführt. Auf diese Weise hätte der Ruhestand nach Bismarcks Vorstellung ganz gewiss nicht eintreten dürfen, aber da er nun einmal nicht allmächtig war, vermochte er *diesen* Abgang nicht zu verhindern.

Doch weil das ein allzu trauriger Abschluss unserer Betrachtungen wäre, sei hier noch etwas Heiteres erwähnt. Die Omnipräsenz des „Eisernen Kanzlers“ war derartig groß, dass der Philosoph Friedrich Nietzsche, in dessen eigenem Werk sich Bismarck auch niedergeschlagen hat, 1888 in seiner „Götzendämmerung“ in humorvoll-ironischer Manier schrieb:

„Gibt es deutsche Philosophen? Gibt es deutsche Dichter? Gibt es gute deutsche Bücher? – fragt man mich im Ausland. Ich erröte; aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: Ja, Bismarck!“

10

Quellen und Literatur

10.1 Quellen

ANDREAS, Willy (Hg.): Bismarck Gespräche.

- Band 1: Bis zur Reichsgründung. Bremen 1964.
- Band 2: Von der Reichsgründung bis zur Entlassung. Bremen 1965.

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK (Hrsg.): Verhandlungen des Deutschen Reichstags. (www.reichstagsprotokolle.de). München 1997-2009.

BISMARCK, Otto von: Aus seinen Schriften, Reden und Gesprächen. Auswahl und Nachwort von Hanno Helbling. Zürich 1976.

DERS.: Gedanken und Erinnerungen. Ungekürzte Ausgabe. Mit einer Einführung von Hermann Proebst. München 2007.

BUSCH, Moritz: Bismarcks große Tage. Ein Chronist erlebt die Reichsgründung. Neu herausgegeben von Gert Sudholt. Landsberg am Lech 1990.

DERS.: Tagebuchblätter. 3 Bände. Leipzig 1899.

HEYDERHOFF, Julius (Bearb. u. Hrsg.): Im Ring der Gegner Bismarcks. Denkschriften und politischer Briefwechsel Franz v. Roggenbachs mit Kaiserin Augusta und Albrecht v. Stosch 1865-1896 (=Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band 35). Neudruck der Ausgabe 1943. 2. Auflage. Osnabrück 1967.

POSCHINGER, Heinrich Ritter von (Hrsg.): Fürst Bismarck und die Parlamentarier. 3 Bände. Breslau 1894-1896.

ROTHFELS, Hans (Hrsg.): Bismarck und der Staat. Ausgewählte Dokumente. 3. Auflage. Darmstadt 1958.

10.2 Literatur

BECKER, Otto: Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung. Herausgegeben und ergänzt von Alexander Scharff. Heidelberg 1958.

CRAIG, Gordon Alexander: Deutsche Geschichte 1866-1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches. 3., verbesserte Auflage. München 1981.

DIWALD, Hellmut: Geschichte der Deutschen. Frankfurt am Main / Berlin / Wien 1979.

EHRHARDT, Arthur: Der Junker und der deutsche Traum. Die Wiedergründung des Reiches durch Otto von Bismarck. Leoni am Starnberger See 1959.

ENGELBERG, Ernst: Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer. 3., durchgesehene Auflage. (Ost-) Berlin 1987.

EYCK, Erich: Bismarck. Leben und Werk. 3 Bände. Erlenbach bei Zürich 1941-1944.

GALL, Lothar: Bismarck. Der weiße Revolutionär. 4. Auflage. Frankfurt am Main / Berlin / Wien 1980.

GRÜNDLER, Gerhard E.: Bismarck auf Treibjagd. Die missglückte Strafaktion gegen Geffcken und die Deutsche Rundschau. Hamburg 2009.

HAFFNER, Sebastian: Otto von Bismarck. In: DERS. / VENOHR, Wolfgang: Preußische Profile. Neuausgabe. 2. Auflage. Berlin 2001.

DERS.: Von Bismarck zu Hitler. Ein Rückblick. München 1987.

KOLB, Eberhard: Bismarck. München 2009.

KROCKOW, Christian Graf von: Bismarck. Eine Biographie. 3. Auflage. Stuttgart 1997.

LEHMANN, Max: Bismarck. Eine Charakteristik. Berlin 1948.

MANN, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Stuttgart / Gütersloh / Wien 1966.

MOMMSEN, Wilhelm: Bismarck. Ein politisches Lebensbild. München 1959.

PALMER, Alan: Bismarck. Eine Biographie. Düsseldorf 1976.

RITTER, Gerhard A.: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. 4 Bände. München 1954-1968.

SCHIEDER, Theodor: Staatensystem als Vormacht der Welt 1848-1918 (=Propyläen Geschichte Europas. Band 5). Frankfurt am Main / Berlin 1992.

TAYLOR, Alan John Percival: Bismarck, Mensch und Staatsmann. München 1962.

ULLRICH, Volker: Otto von Bismarck. Reinbek bei Hamburg 1998.

VALLOTTON, Henry: Bismarck. Paris 1962.

Dr. phil. Mario Kandil M. A. war nach seinem Studium der Geschichte und der Politischen Wissenschaft viele Jahre im universitären Sektor und im Bereich der Erwachsenenbildung tätig. Heute ist er beruflich als freier Historiker und Publizist tätig. Seit 2005 verfasst er regelmäßig Beiträge für Fachzeitschriften wie etwa Deutsche Militärzeitschrift, Abendland (ehemals Neue Ordnung), Der Eckart, ist Buchautor (z. B. mehrerer Eckartschriften sowie eines Buches über Otto von Bismarck) und hält Vorträge.